

Thomas Knob

Abschiedsrede, 2. Juli 2020

Sehr geehrte Frau Direktor, liebe Manuela, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe ehemaligen Kolleginnen und Kollegen!

Zunächst einmal vielen Dank an meine Vorredner/innen für die freundliche Beurteilung meiner Tätigkeit. Ich habe gehofft, dass ich hier nicht realistisch beurteilt werde, sondern so wohlwollend, wie ihr das getan habt.

Ich beginne halt einmal unter einem Motto von Wilhelm Busch:
„Gedanken sind nicht stets parat, man spricht auch, wenn man keine hat“.
Vielleicht fällt mir ja trotzdem noch etwas ein.

Ich bin also seit Februar 1982 in den verschiedensten Rollen an dieser – und, wenn man von meiner Externistenprüfungstätigkeit absieht, nur an dieser - Anstalt, wie wir unsere Schule liebevoll nennen. Für die Jüngeren unter uns muss man kurz erklären, dass in unmittelbarer Nachbarschaft dieses Gebäudes - oben auf dem Hirschenbergl, in den Mauern des heutigen Bezirksgerichts - eine psychiatrische Klinik existierte (Illustration siehe unten), die – wer weiß warum – auf einigen Stadtplänen mit unserem Gymnasium verwechselt wurde. Und da damals die Bezeichnungen noch politisch unkorrekt verwendet werden konnten, sprach man von einer Irrenanstalt. (Heute heißen die Kranken- oder sogar Siechenhäuser ja Gesundheitszentren, oder, noch verschleiender, sozialmedizinische Zentren, und Häuser, in denen mehr Menschen sterben als kaum woanders, also Altersheime, tragen euphemistisch den Schriftzug „Häuser zum Leben“.) Ich werde nun in aller Kürze in den nächsten zwei, zweieinhalb Stunden einen kurzen Rückblick auf meine Zeit in diesem Haus geben. (Vielleicht wird's doch etwas kürzer.)

Wie einige von euch wissen, bin ich lange Zeit gar nicht auf die Idee gekommen, Lehrer zu werden. Ich habe einfach das studiert, was mich interessiert hat. Nach dem ersten möglichen Studienabschluss, der Lehramtsprüfung, begann dann ein Provisorium, das bis heute andauert.

Ich glaube übrigens, dass ich gerade deshalb unbeschadet durch mein Berufsleben gekommen bin, weil ich eben frei von Idealismus war und bin. Ich habe vom Lehrerdasein nichts erwartet – schon gar nicht Lebensglück durch den Beruf oder Ähnliches – und wurde angenehm überrascht.

Die Welt krankt meiner Meinung nach überhaupt an übersteigerten Erwartungen, die, selbst wenn sie einzutreten scheinen, womöglich Trugbilder sind. „Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, dass er viel größer aussieht, als er wirklich ist“ (Zitat von Nestroy, wie ihr sicherlich wisst). Ist es z. B. ein Fortschritt, wenn seit ein, zwei Jahren die Anzahl derer, die auf diesem Erdball Übergewichtig sind, höher liegt, als die derer, die an Hunger leiden? Das könnte man sich fragen. Möglicherweise sollte beides verhindert werden.

Ich war also immer illusionslos, wenn auch nicht pessimistisch. Diese Haltung empfehle ich auch den Jüngeren unter euch (die Älteren können's ohnehin nicht mehr ändern). Sie schützt vor Enttäuschungen.

Aber wie vermittelt man dies, sich und alles andere der nächsten Generation? Ich hab einmal die Metapher gehört: Lehrer sollten Durchlauferhitzer sein. Ich verstehe das so: Das, was „durchläuft“ (z. B. Schülerinnen und Schüler, Stoff, Denkinhalte) sollte man nicht beiläufig vorbeigehen lassen, sondern „auf Temperatur bringen“, auf seine Bedeutung hin befragen etc.

Wir wollen ja nicht Informationen vermitteln, sondern Bildung.

Der Komponist Arnold Schönberg hat einmal gesagt: „*Bildung heißt heute: von allem etwas wissen, ohne irgendetwas zu verstehen.*“ Da kann man nur feststellen: Auf diesem Weg sind viele seit Schönberg unverdrossen weitergegangen. Aber wie geht's richtig? Fortsetzung des Zitats:

„Der Lehrer muss sich nicht als der Unfehlbare zeigen, der alles weiß und nie irrt, sondern als der Unermüdliche, der immer sucht und vielleicht manchmal findet. Warum Halbgott sein wollen? Warum nicht lieber Vollgott, äh Vollmensch?“

Das erinnert mich an einen Ausspruch des von sich und seinem Werk überwältigten Nietzsche: *„Zuletzt wäre ich sehr viel lieber Basler Professor als Gott; aber ich habe es nicht gewagt, meinen Privategoismus so weit zu treiben.“*

Wenn wir lehren, dann sollten wir die Welt enträtseln, nicht entzaubern. Leider ist es meist umgekehrt. (Diese Dichotomie ist mir im Bachmann-Wettbewerb 2015 bei Anna Baar aufgefallen, von der ich allerdings vorher und nachher nichts gehört habe - was wohl eher an mir liegt.)

Ich möchte nun ein paar von mir beobachtete Entwicklungen und Tendenzen der letzten Jahrzehnte zur Sprache bringen, wobei es mir weniger um Kritik als um Anregungen geht:

- Beginnen wir mit einer Konstanten: Keine Entwicklung gibt es beim schlechten Lehrerbild. Wir gaben immer schon ein treffliches Feindbild ab, das war 1982 nicht viel anders als 2020. Man kann aber gut damit leben, wenn man die nötige Gelassenheit (eine der wichtigsten Lehrertugenden) aufbringt.
- Das Feindbild der Lehrer selbst ist vom Direktionszimmer weiter nach oben gewandert. Je mehr von Autonomie die Rede ist, desto mehr einengende Vorschriften von oben gibt es, z. B. die DSGVO, das neue Dienstrecht, die Personalpolitik vorgeordneter Dienststellen, die dem Direktor eben keine diesbezügliche Autonomie zugesteht, wofür / wogegen man natürlich sein kann, wenn man es nur offen aussprechen und nicht das Gegenteil behaupten würde, usw.)
- Unser Arbeitsfeld wurde in den Jahrzehnten, die ich überblicke, stark erweitert (aber auch z. B. das der Direktoren und Schulwarte), die Abgeltung des Mehraufwandes hinkt hinterher. Mir fällt dazu ein Graffito irgendwo in Wien ein: “Sie können sich alles erlauben, solange wir ihnen alles erlauben”.

- Das bringt mich zum nächsten Punkt: Ich konstatiere einen gewissen Verlust von politischem (die Definition kommt gleich) Bewusstsein: Es gib keine DVs mit oder ohne Resolutionen mehr, nicht einmal öffentliche Diskussionen, z. B. bei Konferenzen oder Podiumsveranstaltungen. Es wurden aber auch keine neuen, anderen Formen gefunden, die diesen Verlust ausgeglichen hätten. Das Diskutieren ausschließlich im Kaffeekammerl, das ja oft mehr ein Twittern, also Schnattern ist, an dem ich selbst oft und gerne teilgenommen habe, hat nun einmal zuwenig Öffentlichkeit. „*Bürger sein heißt,*“ aber nach Max Frisch „*sich*“ - öffentlich – „*in seine eigenen Angelegenheiten einzumischen*“.

Die Kritik geht dabei durchaus auch gegen mich. Ich bin da kein großes Vorbild gewesen und habe ja selbst keine Revolutionen angezettelt. Mein Motto war eher „*suaviter in modo, fortiter in re*“. Oft aber war die Vorgangsweise womöglich zu *suavis*.

- Eine weitere Entwicklung der letzten Jahrzehnte betrifft den fortschreitenden Verlust von historischem Denken und Wissen. Wie will man aber - ohne Bezug - beurteilen bzw. Grundlagen für Entscheidungen finden, wenn man nicht weiß, was früher war?

Zur Illustration ein Beispiel: In seinem kurzen Aufsatz „Lehrer und Philosophie“ meint Theodor Adorno, dass der Nationalsozialismus weniger in seinen Doktrinen weiterlebe, als „*in bestimmten formalen Beschaffenheiten des Denkens. Zu ihnen rechnet beflissene Anpassung ans je Geltende, zweiwertige Aufteilung in Schafe und Böcke, Mangel an unmittelbaren, spontanen Beziehungen zu Menschen, Dingen, Ideen, zwanghafter Konventionalismus, Glaube an Bestehendes um jeden Preis. Derlei Denksysteme und Syndrome sind als solche, dem Inhalt nach, apolitisch, aber ihr Überleben hat politische Konsequenzen.*“

Wird so etwas überhaupt gesehen? Im Unterricht reflektiert? Es ist dabei egal, ob man Adornos Beobachtungen teilt – was, nicht nur hier, fehlt, ist eine profunde Auseinandersetzung mit den geäußerten Thesen, die dazu führen könnte, dass man nachher weiß, warum man für oder gegen sie auftritt.

- Stattdessen beobachte ich:

dass wir im Unterricht oft weder die historische noch die systematische Dimension angemessen berücksichtigen. (Und wenn ich „wir“ sage, dann bin ich immer miteingeschlossen.)

dass wir immer mehr erziehen und immer weniger unterrichten.

dass wir oft eine gewisse Scheu vor einer klaren Definition der Grenze zwischen negativer und positiver Beurteilung haben.

dass immer häufiger Form statt Inhalt zählt.

dass zu selten eine gedankliche Begleitung unseres Tuns stattfindet, dass also dessen Grundlagen nicht diskutiert, im alten Wortsinn kritisiert werden.

Wir sollten uns also immer prüfen: Wollen wir im System unreflektiert weitermachen? Oder wollen wir das System in Frage stellen, auch wenn oder gerade wenn etwas klar erscheint? (Das bedeutet nicht notwendigerweise, es über Bord zu werfen: Man sollte niemals mutwillig unter ein bereits erreichtes Niveau zurückfallen.)

Die Herangehensweise sollte dabei intellektuell, nicht emotional sein. Nicht die Fragen: „Wie geht es mir damit, dass...“, „Was macht es mit mir, dass...“ usw., sondern die inhaltlichen Fragen: „Welche Bildungsgüter wollen wir überhaupt vermitteln?“ „Was sollen wir überhaupt beibringen?“ sind dabei entscheidend. Wir könnten z. B. vermitteln...

- ... dass die einzige Konstante des Lebens unserer Schüler die sein wird, dass es sich andauernd verändern wird, dass es also nicht mehr darum gehen kann, Schüler auf dieses Leben vorzubereiten – jedenfalls nicht direkt. Wir wissen einfach nicht, wie die Welt in 10 oder gar 30 Jahren (wenn die uns Anvertrauten in der sogenannten „Blüte ihres Lebens“ stehen werden) aussehen wird.

Interessant ist, dass die angesehenste Lehrkanzle der Harvard-Universität eine ist, die nicht auf konkrete Inhalte festgelegt ist.

Wie ihr wisst, bin ich selbst in ein humanistisches Gymnasium gegangen und habe mir daher später wahrscheinlich gerade deshalb leicht damit getan, den damals völlig unvorhersehbaren Anforderungen meines eigenen Lebens, die vor allem in der Digitalisierung bestanden – mein Studium verlief noch ohne PCs, die erst 1981, damals zum Preis eines Mittelklassewagens, zur Verfügung standen – gerecht zu werden, weil ich eben, obwohl dies manchen kontraintuitiv erscheinen mag, durch das humanistische Gymnasium nicht in eine Richtung festgelegt wurde. (Das ist ja überhaupt der Vorzug einer AHS.)

Altgriechisch – das war mir schon als Schüler klar – würde mich zwar unter dem Aspekt der Anwendbarkeit sicher nicht auf meine zukünftigen Aufgaben vorbereiten. Ich habe aber – anhand welcher Unterrichtsinhalte immer – gelernt zu denken, Algorithmen zu bilden und mich in der Welt zurechtzufinden. Es kommt ja „nicht darauf an, dass man Eier und Fett nimmt, sondern dass man Feuer und Pfanne hat.“ (Karl Kraus)

- Wir könnten vermitteln, dass wir nicht an einem Zeitalter eines neuen Puritanismus plus Weltuntergangsstimmung mitarbeiten sollten, die nicht mehr wie früher religiös, sondern ökologisch oder wie immer grundiert ist – natürlich nicht prinzipiell, aber immer dann, wenn die eine Irrationalität mit ähnlichem Ergebnis durch eine andere ersetzt wird. „Wenn Gott verschwindet, regieren die Gespenster“, sagt Novalis.
- Wir könnten vermitteln, dass man in Gegensätzen (dialektisch) denken muss. (Wer z. B. für Gleichheit eintritt, wird auch in Kauf nehmen müssen, dass die Umweltbelastung erhöht wird, wer für Individualität eintritt, fördert den Konkurrenzkampf, wer offene Lernformen bevorzugt, tut dies womöglich zulasten des Effekts und der Lehrer-Schüler-Bindung usw.)

- Wir könnten also vermitteln, dass die Welt nicht schwarz oder weiß ist und dass es keine endgültigen Wahrheiten gibt – obwohl: Mark Twain hat eine gefunden: *„Die Erkenntnisse der modernen Medizin lassen sich knapp zusammenfassen: Wasser, in geringen Mengen genossen, ist unschädlich.“*

Was könnte also der Sinn unserer Bemühungen sein? Meines Erachtens muss ein Gymnasium immer zwei Ziele im Auge behalten: Es sollte die Urteilskraft und die Persönlichkeit bilden. Für die Vorgehensweise nehme man Anleihen bei den Klassikern:

*„Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille, [...]
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß, und reich durch Schätze...“*

... so sollen wir vorgehen, sagt Schiller. Das Gedicht heißt zwar nicht „Der Lehrer“, sondern „Die Künstler“, aber vielleicht gibt es da ja Gemeinsamkeiten.

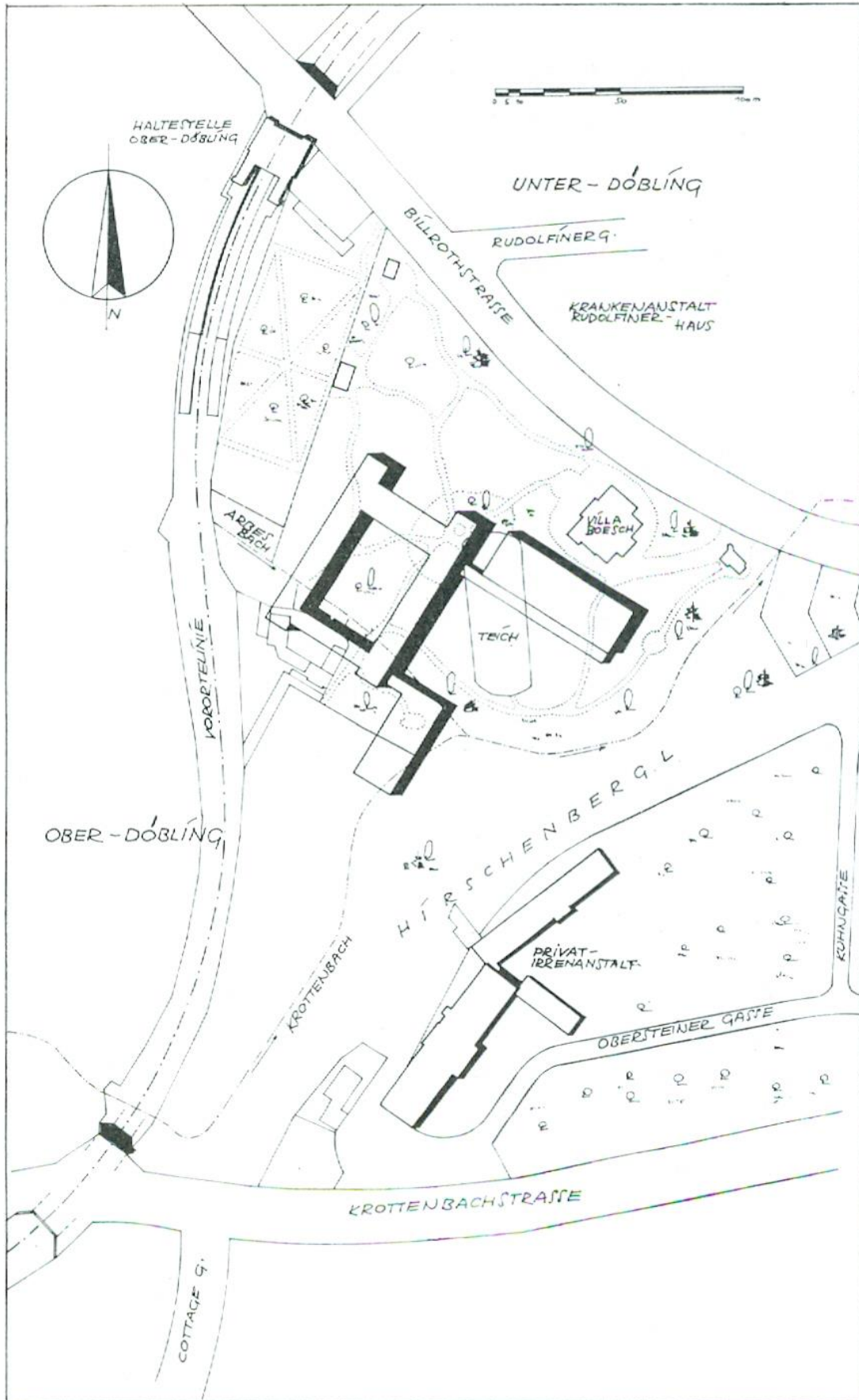
Unsere Schätze bestehen in unserem Wissen (nicht in - nachschlagbaren - Informationen). Wissen muss immer verbindlich gemacht und auf seine Geltung hin überprüft worden sein, es ist ein Für-wahr-Halten.

Mir bleibt zuletzt, mich bei euch allen ganz herzlich für die Art und Weise, in der ihr mir begegnet seid, zu bedanken. Ich hatte in unserer Anstalt sehr angenehme Jahrzehnte und könnte mir mein Berufsleben nicht besser vorstellen als es war. Ich habe mein Provisorium (fast) jeden Tag sehr genossen und vollende es hiermit gerne.

Am Schluss sollen die bei solchen Gelegenheiten schon oft zitierten Verse von Franz Grillparzer stehen:

*Will unsere Zeit mich bestreiten
ich lasse es ruhig geschehen.
Ich komme aus anderen Zeiten
und hoffe in andre zu gehen.*

Vielen Dank!



Park und Villa Bösch aus der Zeit vor 1945, mit zusätzlicher Projektion der neuen Schule
 (Planskizze: Prof. E. Nedoschill.)